

Raushalten gilt nicht!

Feministisches Handeln, das die planetaren Grundlagen erhalten will, kann sich nicht allein auf die Sorge am Menschen kaprizieren

Ruth Becker/Eveline Linke

Ein zentraler Punkt vieler Emanzipationsbewegungen von Frauen¹ war die Befreiung aus der aus ihrer ‚Natur‘ abgeleiteten Unterordnung, die ihnen ökonomische Eigenständigkeit versagte und sie aus sämtlichen gesellschaftlich relevanten, die Welt bewegenden Bereichen ausschloss. So waren für die Frauenbewegungen der letzten beiden Jahrhunderte in Deutschland, wie in manch anderen (westlichen) Ländern, zunächst vor allem ökonomische Fragen bestimmend: Bestrebungen bürgerlicher Frauen um Bildung und Berufstätigkeit, Überlegungen zur Erleichterung der den doppelt ausgebeuteten Arbeiterinnen zusätzlich zur Fabrikarbeit aufgebürdeten Familienarbeit, z. B. Kollektivierung im Einküchen-Haus oder ein gemeinschaftlicher, einkommenskreierender Kochservice für die bislang gratis versorgten Männer oder später die *Frankfurter Küche*.² Bei alledem stand allerdings weder die Familie noch die (naturalisierte) Zuweisung der Haushaltsarbeiten an Frauen infrage.

Die zweite Welle der Frauenbewegung skandalisierte und politisierte mit der Lohn-für-Hausarbeit-Debatte (Costa 1973; Federici 1974; Werlhof/Mies/Bennholdt-Thomsen 1983) sowohl diese vermeintlich natürliche Bestimmung, die Arbeit „aus Liebe“³ (Bock/Duden 1977: 121f.) gegen Kost und Logis. Die Reproduktionsarbeit wurde nun als umfassendes, wie es heute hieße *Care*-Paket für die lohnarbeitenden Ernährer erkannt, ein kapitalfreundliches Zwei-für-Einen-(Lohn)-Arrangement. Dass dies so funktionieren konnte, sogar gesetzlich untermauert, wurde auf die patriarchale Konstruktion zurückgeführt, die Frauen als naturnäher und wie die Natur (das Chaos) zu Beherrschende definierte, was dem Kapital entgegenkam, um sie als Natur wie die Natur auszunehmen, in der ignoranten und buchstäblich sorg-losen Rechnung mit unendlichen Ressourcen. Als erste Antwort auf diese Naturwerdung der Frauen folgte bekanntlich die Umkehrung, die aneignende Aufwertung und teilweise Überhöhung dieser vermeintlich üblen Natur der Frauen und ihrer Gebärfähigkeit.

Aber weder die ökofeministische Rückwendung zu (matriarchalen) Subsistenzökonomien überzeugte, noch kämpften die Frauen für den (eh nur als Übergangslösung gedachten) Hausarbeitslohn, sondern sie verweigerten schlicht diese Arbeit. Vielen jungen Frauen war die Frauenbewegung Ansporn für ihre bereits vorhandenen Ansprüche auf eigenes Einkommen und einen erfüllenden Beruf, während immer mehr Familienfrauen aus ihren ausbeuterischen Beziehungen ausbrachen. Die einen drängten in Berufe, auch sogenannte Männerdomänen – was Nancy Fraser ihnen heute als unbewusste Stütze

des Kapitalismus vorhält (2009: 53) –, andere suchten in autonomen Projekten eigene Ökonomien zu schaffen. In diesen Projekten wurde über das Für und Wider des Gangs durch die Institutionen versus Unabhängigkeit von ‚Staatsknete‘ heftig debattiert.⁴

Etwas allerdings blieb hängen von der Selbstzuordnung der Frauen als der Sorge Verpflichteten, die mit dem ‚anderen Blick‘ an Menschen und Dinge herangehen. Die feministischen Aktivitäten verengten sich in der folgenden Zeit weg von der umfassenden ökonomischen Befreiung auf eine überwiegend soziale Sicht, was sich heute in der ‚Care-Ideologie‘ spiegelt. Mit Folgen, die wir hier etwas näher betrachten wollen.

Care-Ökonomie ist keine Alternative

Bezeichnenderweise ist die Art, wie sich feministische Ökonomiekritik dieser Männerbastion⁵ nähert(e), eine ganz überwiegend nicht von Ökonominen ausgehende, sondern von einem ethischen Gerechtigkeitsgedanken geprägte. So kristallisierte sich aus der berechtigten Kritik an der desaströsen ökologischen, sozialen und geschlechterpolitischen Entwicklung der Männer-Wirtschaft, die in verschiedenen, unterschiedlich radikalen Denkrichtungen verfolgt wurde, im Grunde ein Gedanke: die Forderung nach einer Wirtschaftsweise, die sich an den Bedürfnissen orientiert, statt am abstrakten, profitorientierten (materiellen) Wachstum, kurz eine Care-Ökonomie. Deren besonderer Charme liegt in der Erweiterung des Care-Begriffs auf alles, was zur Unterstützung der Entwicklung, Wiederherstellung und Aufrechterhaltung von intellektuellen, körperlichen und emotionalen Fähigkeiten einer Person dient. Dieser Denke, die die Wirtschaft vom Kopf auf die sorgenden Füße stellen will, liegt die Revision des Reproduktionsbegriffs zugrunde, der nun als andere Form des Produzierens erkannt wird, eine Produktion, ohne die alles, was bisher als (wertschöpfende) Wirtschaft betrachtet wurde, gar nicht möglich wäre, in der also der eigentliche und wirkliche Wert liegt.

Nicht nur, dass die einseitige Aufwertung (die eigentlich die Trennstruktur der Wirtschaft überwinden wollte), eine konservative, in der Wirkung (nicht in der Absicht!) fast reaktionäre ist – sie suggeriert jungen Frauen geradezu, dass sie auf dem richtigen Gleis sind, wenn sie beim Sozialen bleiben, anstatt sie zu ermutigen, sich aus Erwartungen zu lösen und sich ernsthaft anderem zuzuwenden. Die Care-Konzentration führt zudem in Widersprüche und pflegt ökonomische Irrtümer, auf die wir im Folgenden eingehen.

Die Idee, Care ins Zentrum des Wirtschaftens zu stellen, wird von ihren Vertreter*innen nicht konkret ausgeführt, auch scheinen die Vorstellungen, was eine auf den Care-Gedanken orientierte Wirtschaft im Einzelnen bedeutet, in einem recht breiten Spektrum verortet zu sein. Doch können einige Aspekte als Kern der Care-Ökonomie angesehen werden.

Dazu gehört die Forderung einer deutlichen Reduktion der Erwerbsarbeit (u. a. Winker 2015; 2016), und zwar für alle Geschlechter. Dies soll mehr Zeit für Eigenarbeit (Becker 1998)⁶ ermöglichen, insbesondere auch für diejenigen, die sich bisher an dieser Arbeit nicht oder nur wenig beteiligen. Das zielt nicht nur auf die Väter, vielmehr herrscht bei vielen der Care-Apologet*innen die Vorstellung, dass Sorgearbeit als Basis